

Ein Dornröschenschloss

*Wieder zu Hause – wir kaufen ein „Dornröschenschloss“ –
Langerwehe – ein neuer Stall – der Efeuwald – Turnübungen an der steilen
Hauswand – die „Amerikaner“ werden zugestopft – ein Schmetterling
schlüpft aus – die Glasharfe im Wasserkocher – Merbericher Idylle*

Die erlebnisreiche Ferienwoche in den Schweizer Bergen mit den Kindern ist zu Ende gegangen, und auch die ebenfalls viele Stunden dauernde Rückreise haben wir ohne Komplikationen recht gut überstanden. Jetzt erreichen wir unsere Autobahnausfahrt, fahren zügig an den Häusern von unserem Nachbarort Weisweiler vorbei, streifen noch die Heidesiedlung und dann durchbricht beidseitig das freie Wachstum von Wiesen und Feldern unsere breite Bundesstraße nach Langerwehe und Düren.

„Ich seh unser Haus!“, ruft Wiebke von hinten.

„Ich auch!“

„Ich auch!“

Ja, wir sehen es alle. Zwar nur ein kleiner Teil weißen Mauerwerks winkt uns von weitem zwischen Bäumen und Büschen hindurch schon zu, aber für uns ist es dennoch wie ein Willkommensgruß: Ich bin noch da, ich erwarte euch!

„Hoffentlich ist die Bahnschranke nicht geschlossen!“ Wiebke schaut angestrengt von ihrem Fensterplatz in Richtung Eisenbahnlinie.

„Sie ist offen, ich kann keinen Zug sehen!“, jubiliert Niels.

Die Räder unseres Autos poltern über die Schienen, und nur eine halbe Minute später fahren wir durch das offene Tor auf das Hofgelände von Gut Merberich.

Sie war so schön, diese Woche Freizeit mit ausgiebigem Wandern, ohne störende Telefonanrufe oder sonst dringenden Aufgaben, die unseren Unternehmungsgeist gebremst hätten.

So sind es jetzt recht gemischte Gefühle, die Peter und mich, beim Anblick von unserem großen Haus, fast vorwurfsvoll mahmend beschleichen. Was ist es, was uns hier gleich wieder entgegenlacht? Es ist die Arbeit,

die geduldig und leider auch gut sichtbar auf uns gewartet hat. Schade, dass es in Köln keine Heinzelmännchen mehr gibt. Wir hätten sie uns gerne einmal ausgeliehen. Blödes „Schneiders Weib!“, warum musste sie so neugierig sein.

Anders jedoch erleben die Kinder das Heimkommen. Sie sind jetzt wieder zu Hause, stürmen gleich aus dem Auto und wollen direkt in den Garten und in den Pferdestall laufen. Auch Dackel Maily muss sich durch Bellen bemerkbar machen, sie ist wieder in ihrem Revier angekommen und hat jetzt, gut vernehmlich, das hündische Sagen.

„Halt!“, rufe ich meine drei Trabanten energisch zurück, „herkommen, erst wird ausgepackt“!

Mit wesentlich langsamerem Schritt kommen die drei zurück, nehmen zwar brav, aber etwas gelangweilt ihr eigenes Gepäck in Empfang, um es hinauf in ihre Zimmer zu tragen.

Auch wir schleppen jetzt unsere Koffer und den sonstigen Gepäckhaufen in die Wohnung.

„Grrrr!“ – *den* Ton kennen wir unüberhörbar. Es ist das ach so freundliche Telefon, das unsere Ankunft leider gleich bemerkt hat, und uns auf seine Weise willkommen heißt. Mein langer Seufzer wird nicht gehört. Da kommt Peter auch schon zurück und erklärt kurz: „Bei H. hat eine Kuh Milchfieber, packt ihr schon alles weiter aus, ich bin zeitig zum Essen zurück.“

Wie könnte es bei uns auch anders sein. Das aufmerksame Empfangskomitee ist nicht nur die endlose Arbeit am Haus, sondern vor allem unsere tierärztliche Praxis. Schnell wird jetzt das Auto entrümpelt, direkt mit den tierärztlichen Kisten beladen, und schon fährt Peter hinaus aus dem Hof. Der Alltag hat uns wieder voll im Griff.

Die Kinder aber sind schnell verschwunden. Von Koffer auspacken hat Mama doch nichts gesagt, das kann warten, dazu hat man ja noch sooo viel Zeit, schlimmstenfalls bis zu den nächsten Ferien. Dann brauchte man praktischerweise auch gar nicht erst wieder alles einzupacken.

Noch eine Weile stehe ich, allein gelassen, auf dem Kopfsteinpflaster, betrachte unsere Linde, die tief herab ihre belaubten Äste hängen lässt und vielleicht die einzige ist, die von uns nichts fordert, noch erwartet, sondern nur bescheiden und schön die Mitte des Hofes schmückt.

Sie stand schon dort, als wir hier in Gut Merberich eingezogen sind. Hat sie sich, nach der Jahrzehnte langer Stille, über unseren Einzug und gleichzeitig die lebhaftige Unruhe, die damit entstand, wohl gefreut?

Mein Blick wandert weiter zu den fast burgartigen Mauern des Gutshauses. So manches Mal, besonders abends, wenn endlich auch bei uns der Feierabend die erhoffte Ruhe bringt, da stelle ich mich in frohen Gedanken neben diesen Baum, freue mich über den Anblick der linken Hauswand und daneben dem Turm mit dem Haupteingang, beides schon von uns repariert und mit weißer Farbe gestrichen. Noch erwartet in den nächsten Jahren nicht nur das Gemäuer des Mittelteils mit Praxis und Stall diese sehr notwendigen Streich(el)einheiten, auch die Reithalle und das große Einzelgebäude an der Toreinfahrt, ganz zu schweigen von der Alten Schmiede, einem Nebengebäude und der ganzen Gartenseite.

Jetzt aber, im glücklichen Anblick des schon Vollbrachten, denke ich gar nicht daran, mich von der arbeitsintensiven Zukunft entmutigen zu lassen. Im Gegenteil, ich kann mir jetzt viel besser vorstellen, wie unser ganzes Haus einmal in naher, aber auch noch in ferner Zukunft, Abschnitt für Abschnitt in jungfräulichem Weiß erstrahlen wird, und das schenkt mir gerade in diesem Augenblick eine solche Vorfriede, dass ich weiß, wir werden immer wieder den notwendigen Mut und die Kraft für diese Aufgabe aufbringen.

Noch steckt unverbraucht eine gute Portion Abenteuer in uns, wie damals, als wir Merberich entdeckten, und nach einigen Wochen dann sogar auch kauften.

Wie aber haben wir es überhaupt damals gefunden?

*

Es war direkt nach unserer Hochzeit, als wir mit unserem, noch sehr bescheidenen Hausrat, nach Langerwehe gezogen sind, um dort eine tierärztliche Praxis zu übernehmen. Der dortige Tierarzt sah seine Zukunft in einer administrativen Tätigkeit, und brauchte daher für seine Landpraxis einen Nachfolger.

Diese kleine deutsche Ortschaft liegt am Nordrand der Eifel und gehört zum Kreis Düren.

Die Frau des Vorgängers blieb mit den drei Kindern noch einige Monate im Haus wohnen. Wir bezogen eine 2-Zimmer-Wohnung im Souterrain darin. Beim späteren Auszug der ganzen Familie zog dann, da wir das Haus nicht kaufen wollten, eine andere Familie, mit ebenfalls drei Kindern ein.

Inzwischen aber hatten wir schon Wiebke, unser erstes Kind und Claas ließ dann auch nicht lange auf sich warten. So wurde es für uns zu eng.

Zuerst überlegten wir, und gingen auch auf die Suche danach, eine größere Wohnung zu mieten. Dabei erfuhr Peter, dass in einem großen Gebäude, abseits von Langerwehe, eine solche angeboten wird.

Es war das erste Mal, dass wir mit dem recht desolaten Gut Merberich Bekanntschaft machten. Aber die einzige Wohnung darin, die wir eventuell hätten mieten können, war nicht groß genug und auch noch in einem unschönen und unrenovierten Zustand.

Nach erfolgloser Suche näherte sich uns dann die Überlegung, für unsere wachsende Familie ein eigenes Haus zu bauen. Bald danach fanden wir tatsächlich, sogar in unserem Wohnort, ein schönes und recht großes Grundstück. Es nannte sich „Auf den Kempten“. Mit den modernen Entwürfen unseres Architekten aber waren wir nicht immer einverstanden. So kam es, dass wegen unserer eigenen Vorstellungen eines gemütlichen, vor allem aber auch kinderfreundlichen Hauses, die Pläne noch einmal zur Genehmigung an das Bauamt eingeschickt werden mussten.

Oft bewahrheitet sich im Leben das bekannte Sprichwort, wenn etwas nicht gleich den eigenen Wünschen entspricht: „Gut Ding will Weile haben.“ Plötzlich legt sich, unerwartet und ungeplant, noch etwas Besseres in den Lebensweg. Diese Erfahrung durften wir jetzt machen.

In der Zeit unserer intensiven Hausplanung, bekamen wir Besuch aus Amerika. Durch Peters Briefwechsel mit seinem Bruder Jens, der seit einigen Jahren mit seiner Freundin Claire in den USA lebt, erfuhren wir, dass beide überlegten, endgültig wieder nach Deutschland zurückzukehren. Vor allem wollte er wissen, wie im Moment die Berufschancen und Möglichkeiten in Deutschland sind. Peter schrieb zurück, dass wir ihren Plan nur befürworten könnten und sie in ihrer Heimat willkommen seien.

Wir freuten uns sehr, als beide eines Tages vor unserer Tür standen. Mit etwas (sogar etwas viel) Zusammenrücken, blieben sie ein paar Tage unsere Gäste. Claire und ich genossen es ganz besonders, dass wir miteinander Schweizerdeutsch sprechen konnten, sie Züri- und ich Berndeutsch. Wir wurden sehr schnell gute Freundinnen, obschon es im Volksmund heißt, dass die Züricher und die Berner sich oft recht tüchtig gegenseitig auf die Füße treten können.

Dann geschah es ... es war an einem sonnigen Sonntagnachmittag. Keiner von uns ahnte, dass jetzt das Schicksal in unsere Zukunft eingreifen, und uns sanft und zielsicher zu diesem „gut Ding“ führen wird.

Claire und ich wollten diesem warmen Tag mit einem Spaziergang begegnen. Peter und Jens blieben aber zu Hause, um Töchterlein Wiebke und das Telefon zu hüten. Bald fanden wir freie Feldwege und ließen die Häuser hinter uns.

Da, plötzlich hatte ich eine Eingebung. Woher kam sie, wer hatte sie mir eingeflüstert?

„Claire, ich muss dir etwas zeigen, es ist gar nicht mehr weit von hier.“

Unser Wanderweg führte uns noch durch ein kleines Wäldchen, aber dann standen wir auf einmal davor. Zuerst war es ein stiller Teich. Doch hinter diesem dunkeln Wasser, fast versteckt zwischen Bäumen und Büschen, verbarg sich das romantische Gebäude, welchem Peter und ich, auf unserer Wohnungssuche, schon einmal begegnet waren, und das bei uns irgendwie einen unvergesslichen Eindruck hinterlassen hatte.

Claire war sprachlos: „Das ist ja das reinste verwunschene Märchenschloss!“ Noch eine Weile blieben wir an dem großen Teich stehen und rätselten an diesem einsamen „Schloss“ herum.

„Sehr bewohnt sieht es ja nicht gerade aus und ganz schön demoliert“, beschrieb damals Claire gedankenvoll ihren ersten Eindruck.

„Wenn ich so an England denke, könnte das ein ehemaliges ‚Manor House‘ gewesen sein, aber scheinbar seit Jahrzehnten weder gepflegt noch bewohnt. Hier hat die Natur, ungehindert von den Menschen, die einst erschaffene Bausubstanz in jeder Hinsicht vollkommen zurück erobert!“

Während wir so an diesem ruhigen Teich standen, erfasste mich, angesichts dieser zugewachsenen rätselhaften Mauern, auf einmal eine eigentümliche Anziehungskraft, ein Gefühl, als dürfte ich hier nie mehr weggehen.

Langsam drehte ich mich zu Claire um und erinnerte:

„Als Peter und ich eine Zeitlang auf Wohnungssuche waren, besichtigten wir auch hier, in diesem seltsamen Gebäude, eine kleine Wohnung. Sie war aber für unsere wachsende Familie nicht nur zu klein, auch kaum bewohnbar, denn drinnen sah es genau so verwahrlost aus, wie hier draußen diese demolierten Mauern.“

Aber schau dort drüben dieses große Fenster, das hier zum Teich hinausgeht. Dort drinnen waren wir nicht, aber ich versuche mir gerade vorzustellen, wie es hinter diesen vorhanglosen und trüben Scheiben wohl aussehen mag. Zu gerne möchte ich einmal in dem ganzen Haus herumstöbern dürfen.“

Noch eine Weile bummelten wir etwas herum, dann aber betraten wir, wie von einem geistigen Magneten angezogen, den Innenhof des Gebäudes.

Plötzlich, wir wussten nicht weshalb, hatten wir es auf einmal sehr eilig nach Hause zu kommen. Warum war ich jetzt so aufgeregt? Vor kurzem hatten wir hier doch gar nicht einziehen wollen?

„Peter, wir kommen gerade von dem seltsamen und einsamen Gebäude in der Nähe der Bundesstraße nach Aachen. Claire meint, dass hätte ein ehemaliges Manor House sein können. Es ist dasjenige am stillen Teich. Erinnerst du dich, wir haben doch vor kurzem darin eine recht schäbige Wohnung besichtigt!“

So platzte ich, innerlich immer noch aufgewühlt von diesem seltsamen Erlebnis, ins Wohnzimmer hinein, wo Peter und Jens ahnungslos und gemütlich schon am vorbereiteten Kaffeetisch saßen.

Doch auf einmal, bei meinem hastigen Bericht, wurde auch Peter recht aufmerksam.

„Natürlich erinnere ich mich noch gut daran. Wir sind aber nur kurz in dieser einen kleinen Wohnung gewesen. Aber Moment einmal, da habe ich doch kürzlich gehört, dass dies Haus, sein Name ist übrigens ‚Haus Merberich‘, jetzt sogar zum Verkauf steht! Es ist im Besitz der Rheinischen Braunkohle AG. Kommt mit mir hinauf auf die Straße, ich will euch etwas erklären.“

Neugierig erhoben wir uns aus den bequemen Sesseln, auch der Kaffee wurde bedenkenlos zurückgelassen, und folgten ihm die Treppe hinauf.

„Seht ihr da drüben, den langgezogenen, mehrstufigen Hügel? Er liegt übrigens unmittelbar hinter diesem ‚Haus Merberich‘. Es ist eine Abraumhalde der ‚Rheinbraun‘. Sie entstand aus dem über der Braunkohle liegenden Erdreich. Dieses ist wohl in den letzten zehn Jahren, angeschlossen an den nahe gelegenen Braunkohletagebau der Grube Inden, über Förderbänder und großen Lastfahrzeugen auf das einstmals landwirtschaftlich genutzte Gelände dieses ehemaligen Gutes hin transportiert, aufgeschüttet und abgelagert worden. Dort, am hinteren Ende, da könnt ihr noch einen riesigen Absetzbagger erkennen, der wohl demnächst abgebaut werden soll. Mit seiner Arbeit prägt er noch weithin die Landschaft.“

Der Gebäudekomplex selbst, von dem ihr gerade kommt, mit den heute sehr verwilderten, ehemals aber großen Park- und Gartenanlagen, war für diesen Zweck aber nicht nutzbar. Wie ich kürzlich, ganz zufällig gehört habe, steht er deshalb, dem eigentlich schon geplanten Abbruch entgangen, jetzt schon über längere Zeit zum Verkauf.“

Mit diesem Bericht hatte Peter auch das Interesse bei seinem Bruder geweckt.

„Lass uns schnell einmal hingehen, ich will das auch sehen“, und schon war Jens startbereit.

Wir beiden Frauen aber machten es uns jetzt mit Wiebke gemütlich. Dennoch waren wir sehr gespannt auf den Bericht unserer Männer.

Nach einiger Zeit kamen beide recht angeregt von ihrer Besichtigung zurück, und schon am anderen Tag erkundigte sich Peter bei der Rheinischen Braunkohle nach dem Gutshaus. Der Bericht war positiv, man suchte immer noch einen neuen Besitzer.

Jetzt wurde zu viert eifrig debattiert, das Dafür und Dagegen erläutert, gegenüber gestellt, aber zuletzt siegte das sehr heruntergekommene und ach, so romantische Gebäude.

Leider mussten Jens und Claire abreisen, sie wollten noch einige Familienmitglieder besuchen, und für die kommende Woche war auch schon der Rückflug nach Amerika gebucht. Dort wollten sie die notwendigen Vorbereitungen für eine endgültige Rückkehr nach Deutschland in Angriff nehmen.

„Haltet uns auf dem Laufenden!“ war der beiden Wunsch, dann waren sie weg.

Kurz entschlossen legten wir unsere Hausbaupläne ad acta und noch manches Mal, wenn es unser Praxisbetrieb irgendwie erlaubte, fuhren wir ganz schnell zu unserem geheimnisvollen, noch gänzlich unbekanntem Objekt. Wir erlebten dann noch eine sehr spannende Zeit, denn es trat ein unerwartetes Problem auf. Das zum Haus gehörende Grundstück war, im Verhältnis zu dem sehr großen Gebäudekomplex, recht klein. Vor allem aber befürchteten wir, dass auf der großen angrenzenden Hangwiese, die nicht im Kaufplan inbegriffen war, eines Tages Häuser gebaut werden könnten. (Dass unser Verdacht dahin gehend berechtigt war, erfuhren wir zufällig recht bald.)

Durch diesen, von uns eingereichten Neuauftrag, dauerten die erneuten Verhandlungen noch weitere drei aufregende Monate. Es war eine äußerst nervenaufreibende Zeit. Da unsere finanziellen Möglichkeiten nicht sehr groß waren, sprachen wir absolut mit niemandem über unsere Kaufpläne. Nur noch im Flüsterton wurde darüber geredet. Immer fürchteten wir, dass jemand anderes, der pekuniär besser gestellt, die Nase an unsere Bemühungen bekommen und uns dann das Haus, trotz sei-

nes desolaten Zustandes, im letzten Moment doch noch wegschnappen könnte.

Endlich, im Dezember 1970, nach vielen Wochen des Bangens, war dann die spannende und aufregende Zeit der Verhandlungen vorbei und wir erhielten den erlösenden Notartermin.

Erwartungsvoll, und in einer solchen Angelegenheit noch so ganz unerfahren, saßen wir an dem festgelegten Dezembertag in den weichen Sesseln eines Notars, konzentrierten uns auf den im Eiltempo vorgelesenen, meist aber recht schwer verständlichen Text und setzten dann aber an der richtigen Stelle unsere Namen unter die Urkunde.

So wurden wir stolze, recht mutige und, ach, noch so ahnungslose Gutsbesitzer.

Haus Merberich gehörte nun uns, und voll Zuversicht betraten wir das uns noch unbekannt aber verheißungsvolle Land, das „Zukunft“ heißt.

Als wir am gleichen Abend in unsere kleine Behausung zurückkehrten, stellten wir uns, im Überschwang unserer Begeisterung, unseren damaligen Mitbewohnern als neue Hausbesitzer vor. Auch ihnen hatten wir unsere Kaufbemühungen verschwiegen. Nicht einmal unsere besten Freunde wussten von unseren Zukunftsplänen.

Nachdem wir über Haus und Garten, die ganzen Beschädigungen daran und die Wildnis darum herum, sehr anschaulich berichtet hatten, wurde der Mann, er war als Physiker bei der Kernforschungsanlage in Jülich beschäftigt, plötzlich sehr aufmerksam und irgendwie ausgesprochen interessiert.

„Herr Behrendt, könnten wir gleich dorthin fahren? Nach Ihrem spannenden Bericht würde ich das Gebäude gerne einmal selber anschauen.“

Ich aber verblieb bei Wiebke und dem Telefondienst.

Als Peter nach einer Stunde wieder zu Hause war, ging mir sein Bericht dann doch sehr unter die Haut. Er war die volle Bestätigung, dass wir mit unserem absoluten Stillschweigen mehr als recht getan hatten.

„Du glaubst es nicht. Als mein Begleiter vor dem imposanten Gebäude stand, hüpfte er fast im Zick-zack und rief immer wieder aufgeregt: ‚Wie kommen sie zu diesem tollen Haus? Ich habe nie etwas davon gehört! Warum wurde nie darüber berichtet? Hätte ich auch nur eine Ahnung davon gehabt, ich hätte das Haus direkt gekauft und ein physikalisches Institut daraus gemacht. Ich suche schon lange so etwas Ähnliches.‘ Du kannst dir nicht vorstellen, wie verdutzt ich neben diesem Gefühlsausbruch stand. Dann fragte er mich noch, ob man hier auch hinein gehen

könne, er möchte gerne auch einige der Räume darin besichtigen. Du erinnerst dich, dass wir bei der Übergabe eine ganze Kiste voll Schlüssel ausgehändigt bekommen haben. In welches Schloss aber ein jeder passen sollte, das konnte man uns nicht sagen. Zum Glück fanden wir wenigstens die große Haustüre offen, und so konnten wir die beiden unteren Räume besichtigen. Wenn ich nicht wüsste, dass ich gerade eine Besitzerurkunde unterschrieben habe, ich sähe als Fata Morgana schon morgen ein physikalisches Labor dort installiert.“

Schon am nächsten Morgen, nach einer trotz all der vielen Aufregungen gut durchschlafenen Nacht, begannen wir, nun als richtige Besitzer, das ganze Gebäude zu durchstöbern. Nur die Parterreräume im linken Flügel waren noch vermietet und uns im Augenblick nicht zugänglich. Dennoch fanden wir genug Räume, Gänge, Treppen und Flure, um uns darin manchmal fast zu verirren. Um unsere jeweiligen Standorte festzustellen, half dann allein der Ausblick aus den Fenstern. Zum Schluss schätzten wir, dass es hier insgesamt an die 50 Zimmer geben müsste, verteilt auf große, mittlere und kleinere Wohnungen.

„Hallo, wo bist du?“, hörte ich Peter rufen, denn ich hatte ihn wieder einmal aus den Augen verloren.

„Komm hoch, ich bin hier oben; die obersten Zimmer und dann erst der Estrich, das musst du dir ansehen, einfach gewaltig!“

Natürlich musste ich. Schnell krabbelte ich eine hölzerne, allerliebste Wendeltreppe hinauf und stieß, oben angekommen, auf den neuen Besitzer.

„Komm hier durch das große Zimmer und schau dir diesen kleinen Balkon an. Von dem aus kannst du gleich den ehemaligen Park als unser zukünftiges Betätigungsfeld betrachten!“

„Großartig, bei diesem Anblick, von so hoch oben, verspürte ich direkt den Wunsch, über das ganze Gelände hinaus zu fliegen. Die Natur schien in den letzten Jahren da unten viel Spaß und Freude gehabt zu haben, denn sie durfte, ungestört von menschlichen Eingriffen, über Jahrzehnte wachsen und gedeihen.“

„Hast du eigentlich das schlafende Dornröschen noch in keinem Raum gefunden?“, fragte ich, nach einer Weile des Staunens mit verträumter Stimme.

„Nein, leider nicht, ich hätte es bestimmt wach geküsst!“

„Auch ohne ein Prinz zu sein?“

„Bin ich denn nicht dein Prinz?“ Peter spielte den Enttäuschten.

Eines aber stand fest: Platz für uns und unsere Kinder war jetzt genug vorhanden, nur eben ... in welchem Zustand!

Wieder unten auf dem Hof angekommen, schauten wir uns erneut um, diesmal aber schon irgendwie mit planenden Absichten.

Den größten Teil des hofseitigen Mauerwerks konnte man gar nicht mehr sehen, denn ein rankender und dickstämmiger Efeuwald hatte, in vielen unbeobachteten und stillen Jahren, als dichtes Blättergeflecht den Stein überklettert und damit die vielen Wunden, die die Geschütze im letzten Weltkrieg hinterlassen hatten, mitleidsvoll zugedeckt.

*

Ausgeträumt! Ich bin wieder da! Eigentlich sollte ich unsere Koffer auspacken und mich um das Abendessen kümmern. Die Kinder kann ich noch hören, sie haben inzwischen den Garten erreicht und sind nicht mehr im Stall. Nach einer so langen Woche der Abwesenheit müssen sie sich in ihrem Spielreich zurück melden und überall nachschauen, ob noch alles Bekannte vorhanden ist. Fast wie unser Hund, nur dass sie nicht bellen, sondern fröhlich, aber ebenfalls recht lautstark, herumtollen.

Und doch stehe ich, wie ich es auch damals nach unserem Einzug so manches Mal gemacht habe, immer noch allein auf dem Hof, der mich wieder einmal, nach einigen Jahren schon vollem Einsatz, zu einigen gedanklichen Rückblicken inspiriert.

Aber im Gegensatz zu früher betrachte ich nicht gedankvoll einen fast die ganze Mauer zudeckenden Efeubewuchs, sondern darf mich inzwischen schon an einer klaren und weißen Wand erfreuen.

*

„Könnten diese doch reden, diese grün bewachsenen Mauern!“, wünschte ich damals ganz intensiv. Zwei Weltkriege hatten sich auch hier ausgetobt, aber diese dicken Mauern überstanden beide. Viele Menschen belebten das Haus, sind durch diese Türen ein und ausgegangen. Was aber ist in den vielen Jahrzehnten hier geschehen, als man das Haus verlassen hatte, und warum hatte man es überhaupt verlassen? Ob ich das wohl einmal zu einem bescheidenen Teil erfahren darf?

Ich erinnere mich heute mit einem Lächeln daran, dass meine Gefühle für das Haus manchmal fast persönlich wurden. So stellte ich mir einmal sogar vor, man könnte das, von dichtem Efeu zugewachsene Gebäude, mit einem vollbärtigen alten Mann vergleichen, dem dichtes Haar, buschige Augenbrauen und ein wolliger Bart das Gesicht bedecken.

Was man an einem solchermaßen „zugewachsenen“, Mann aber immer noch sehen kann, sind seine Augen und die Können, je nachdem was sie sehen, knurrig, fröhlich oder gewitzt dreinschauen, vor allem aber können sie lachen. Ich glaube sogar, dass ich in den Jahren, in denen wir unser großes Haus mehr und mehr kennen gelernt haben, diese oft habe lachen sehen, denn mit unserem Einzug, und dann später unseren drei lebhaften eignen Kindern, zu denen sich mit den Jahren noch eine ganze lärmende und spielende Schar fremder Kinder gesellte, durften sie, nach der vergangenen Einsamkeit und Stille, viel Lärm und Fröhlichkeit erleben. Kann es sein, oder war es nur meine eigene, phantasievolle Einbildung? Dann hatte ich den Eindruck, als ob sich die Fenster vor Freude auseinander zögen ... und würden lachen!

Haus Merberich, später wurde es als Gut Merberich eingetragen, befindet sich nicht weit außerhalb der Ortschaft Langerwehe und vor der Halde Nierchen. Dieser künstliche Berg, gelegen an den nördlichen Ausläufern der Eifel, entstand durch die Aufschüttung beim Abbau von Braunkohle und bietet einen freien Blick auf die Ebene der Kölner Bucht. Nach der Rekultivierung wurde hier ein ausgedehntes Wander- und Reitgelände angelegt.

Langerwehe selber ist eine eher kleine Ortschaft, jedoch durch seine Töpfereien und dem daran angeschlossenen Museum, in Deutschland – und teilweise auch im Ausland – recht bekannt. Es gehört zum Kreis Düren und liegt geografisch gesehen am Nordrand des Mittelgebirges und in der Nähe der geschichtsträchtigen Stadt Aachen, sowie an dem, vom Zweiten Weltkrieg in die Geschichtsbücher eingegangenen Hürtgenwald. Dort fand eine der letzten, sehr verlustreichen Rückzugsschlachten der deutschen Truppen statt, die den Vormarsch der Amerikaner, für einen Landgewinn von nur etwa 30 km, fast ein halbes Jahr aufhielt.

Jetzt wohnen wir schon einige Jahre in unserem stolzen „Paradies“, wie Claire es gleich betitelt hatte, und zurückdenkend kann ich feststellen, wir haben doch schon recht viel dran gearbeitet. Zwar leben wir immer noch in unserer zuerst renovierten Wohnung in der ersten Etage des linken Gebäudeflügels. Unsere Phantasie jedoch, die träumt schon

vom Einzug in die wunderschöne, luxuriöse ehemaligen Herrschaftswohnung.

Über die Entstehung des Hauses konnten wir erfahren, dass es in den Jahren 1909–1912 im Jugendstil von dem Münchner Architekten Emanuel von Seidel gebaut worden war, der sich damit im Rheinland, neben seinen Industriebauten, ein bleibendes Denkmal gesetzt hat.

In einer großzügigen Hufeisenform umgibt es einen, mit Kopfsteinen gepflasterten Hof, in dessen Mitte der schöne Lindenbaum seine langen Äste ausstreckt.

Die Toreinfahrt besteht leider noch immer nur aus zwei übrig gebliebenen steinernen Pfeilern, von denen schon der alte Putz herabbröckelt. Ein richtiges schmiedeeisernes Tor steht noch auf unserer Wunschliste.

Rechts von dieser Einfahrt steht, immer noch unbewohnt, ein einzelnes Haus. Obschon mit dem restlichen Gebäude verbunden, bildet es dennoch eine separate Wohneinheit. Leider muss hier die Wiederherstellung des ehemaligen Zustandes noch eine Weile warten, und auch unsere akrobatische Streicherei ist noch lange nicht bis an diese Mauern vorgeedrungen.

An dieses schließt sich ein lang gestreckter, mit großen, mehr als mannshohen und -breiten Fensteröffnungen versehener Trakt. Altes, verrostetes, liegen gebliebenes Gestänge auf einem dazugehörigen Betonsockel, zeugt noch heute davon, dass es sich hier um einen ehemaligen offenen Kuhstall handelt mit einer für die damalige Zeit ausgesprochen fortschrittlichen Fischgräten-Melkanlage.

Neugierig kletterte Peter einmal in dieser verlassenen Anlage herum, immer auf der Suche nach etwas Brauchbarem. Was er dabei fand, war zwar nichts Materielles, dafür aber eine großartige Idee, in die ich dann auch gleich eingeweiht wurde:

„Folgendes habe ich mir ausgedacht: Wenn wir diese ganze, leider heute unbrauchbare Einrichtung entsorgten, dann die darüber liegende Decke des ehemaligen Heubodens herunter reißen könnten und so wäre diese Halle nicht nur genügend groß, sondern auch hoch genug, um für unsere Pferde eine schöne Reithalle daraus zu machen.“

Wir waren gerade eingezogen, und unser Entdeckergeist zog uns fast täglich in die entlegensten Winkel des weitläufigen Gebäudes. So blieb es nicht aus, dass wir neben dieser Halle auch den Stellplatz für die ehemalige Kutsche der Gutsbesitzer entdeckten. Mangels eines solch herrschaftlichen Gefährts wurde bei uns daraus eine Garage, nicht nur für

unser Auto, sondern auch den kleinen Traktor und sonstiges Gartengerät. Später leistete darin eine Getreidemühle für unsere Pferde gute Arbeit.

Die Unterkunft der damaligen Kutschpferde fanden wir dann gleich daneben, in der rechten Ecke des Gebäudes. Zwölf Ständer mit Anbindungen und mit jeweils einem steinernen Pferdetrog zählten wir darin. Leider war auch hier das Meiste in einem unbrauchbaren Zustand. Peter überlegte kurz, holte einen Messstab, begann alles auszumessen und kam dann auf folgendes Ergebnis:

„Hör zu! Ich bin kein Freund von Ständern. Angenommen, wir machten aus zwei eine Pferdebox, dann bekämen wir auf der einen Seite zwei, auf der andern sogar drei davon.“

Unsere stete Triebfeder war immer das Planen und anschließende Handeln, wobei bei unserem Haus raummäßig nichts unmöglich zu sein schien.

Leider gab es da aber so einen lästigen Spielverderber und der hieß „Finanzen“, und der setzte sich immer wieder einmal bössartig zwischen unsere Zukunftspläne.

Ein kurzes Wiehern aus dem Stall, das in einer etwas tieferen Tonlage auch gleich beantwortet wird, unterbricht in der Stille des Hofes meine Gedanken. Es erinnert mich daran, wie wir damals, doch schon recht bald, vier Pferde in den neuen, selbst hergerichteten Boxen unterbringen konnten. Ist es jetzt unsere kleine Schimmelstute Simone, oder das schwarze Pony Polly, das sich gerade meldet? Nein, ich glaube es ist eher unsere edle Trakenerstute Mondfahrt, die wohl etwas Unterhaltung mit Fiona, dem aus Bosnien gebürtigen Doppelpony, sucht. Von den Kindern, kaum waren sie aus dem Auto gesprungen, wurden unsere Lieblinge natürlich direkt als erstes begrüßt.

Aber anstatt jetzt in den Stall zu gehen, um meinerseits nach dem Rechten zu sehen, bleibt mein Blick doch noch einmal stolz an den von uns erst kürzlich selbst restaurierten, jetzt schön weiß gestrichenen Hausmauern hängen.

*

Wie haben wir das gemacht, und woher kam uns die Idee?

Es war bereits in den ersten Monaten nach unserem Einzug, da fiel uns auf, dass dies große und weitläufige, meist an vielen Stellen noch frei zugängliche Gebäude so manch bettlosen „Wandersmann“ als Über-

nachtungsmöglichkeit anlocken könnte. Merberich liegt an einem kleinen Waldstück, etwas entfernt von der nächsten Siedlung, und so war uns der Gedanke an solch unbekannt und nicht geladene Gäste doch etwas unheimlich. Was also konnten wir tun? Nach kurzer Überlegung beschlossen wir, dem Haus wenigstens von außen einen bewohnten, sauberen und adretten Eindruck zu geben. Ein neuer weißer Anstrich würde diesem sicher entsprechen.

Besonders die linke Hausseite, sowie diejenige im Mittelteil, fanden wir beim Kauf des Hauses von dicken Efeumatten bewachsen. Das werde ich wohl nie vergessen, wie Peter dort Tarzan spielte!

Also mussten wir zuerst einmal die dicken Matten des immergrünen Strauches entfernen. Kurz entschlossen stellten wir uns eines Tages vor dieses gewaltige, weit in die Höhe kletternde und durch starke Haftwurzeln an der Mauer anliegende Gewächs, packten die dicken Stämme und versuchten, mit einem gemeinsamen kräftigen „Hauruck-Ziehen“ sie abzulösen und herunter zu ziehen. Aber das funktionierte nun überhaupt nicht. Die fast armdicken Äste klammerten sich mit ihrer Verzweigung so stark an das Mauerwerk, dass ein einfaches Herunterholen aussichtslos schien. Die Natur zeigte sich wieder einmal in ihrer vollen Stärke, lachte uns einfach aus, denn was in all den Jahrzehnten ungebremst, ungestört und kraftvoll wachsen und sich entwickeln konnte, ließ sich nun nicht mehr so leicht wieder entfernen.

„Ich muss hinauf klettern und von oben mit der Gartenschere und Spachtel die Matten von der Mauer los machen“, überlegte Peter. Kurz entschlossen holte er das notwendige Werkzeug und begann, an den Stämmen hoch zu klettern.

Ich weiß noch, wie ich damals von unten dieser noch unerprobten und schlecht kalkulierbaren Kletteraktion mit gemischten Gefühlen zuschaute.

„Pass auf, ob der Efeu auch wirklich fest mit der Mauer verwachsen ist!“, warnte ich noch.

Die ersten Klimmzüge waren erfolgreich, die grüne Matte bewegte sich kaum. Wie an einer steilen Kletterwand, sich an den Efeustämmen festhaltend, zog Peter sich nun Schritt für Schritt hoch, bis er etwa in einer Höhe von 6 Metern die Dachrinne erreichte. Mit seiner einfachen Gartenschere und durch festes Ziehen begann er nun Zweig für Zweig von der Mauer zu lösen. Das schien gut zu gehen und die erste dicke Matte hing schon abgelöst herunter. Sorglos stellte Peter sich auf diesen scheinbar stabilen Untersatz, der jetzt traurig die beblätterten Ranken hängen ließ.

Da bemerkte die Kletterpflanze, dass sie verloren hat. In ihrem Stolz und Heimatrecht verletzt, antwortete sie dem Störenfried mit einer kleinen Rache, denn plötzlich erscholl ein lautes Krachen! Ich hielt die Luft an. Eine Schere kam im hohen Bogen durch die Luft herunter gesegelt und landete hart auf dem Hopfpflaster. Zum Glück nur die Schere, denn reaktionsschnell konnte Peter sich im letzten Moment noch mit beiden Händen an der Dachrinne festhalten, während seine Beine nun haltlos in der Luft hingen, weil ihnen der notwendige Untersatz fehlte. Was war geschehen? Sein bequemer Teppich war doch nicht so sicher verhaftet wie angenommen. Zu viel vom Efeustamm hatte er schon abgelöst, so dass der Rest nicht mehr fest genug mit der Mauer verbunden war um die schwere Gewichtsaufgabe zu tragen.

Man könnte hier weise erwähnen: Man sollte nicht auf dem Ast sitzen, den man gerade absägt!

„Links von dir ist das Ablaufrohr!“, rief ich spontan hinauf, aber Peter hatte dieses schon entdeckt und schwang sich an der zum Glück sehr stabilen Dachrinne hinüber, bis an die Ecke zu diesem Rohr. Daran kam er nun unverletzt, nur etwas erschrocken, herunter gerutscht.

Diese Kletterakrobatik schien so ihre Tücken zu haben, aber runter musste der Efeu, nur wie? Da hatte der Artist wieder eine Idee:

„Wir holen das Abschleppseil aus dem Auto und versuchen, die restlichen dicken Matten mit dem Auto abzuziehen!“

Schnell wurde das gewünschte Seil geholt und erneut kletterte Peter damit an der Mauer hinauf, aber nur bis zu der Stelle, wo der restliche Teil des Efeus noch fest haftete. Dann verknotete er dieses an dem herunterhängenden, schon abgelösten Knäuel, während ich das andere Ende an der Stoßstange unseres VWs fest machte. Wieder unten auf festem Boden rief er mir zu:

„Jetzt kannst du starten, aber langsam, sonst ist die Stoßstange weg!“

Vorsichtig gab ich Gas, der Widerstand wurde nun deutlich fühlbar. Sehr langsam, Zentimeter um Zentimeter, bewegte ich das Auto noch ein wenig weiter vorwärts ... da, ein lautes Krachen, Rauschen und Brausen hinter mir. Sofort stoppte ich den Wagen, stieg aus und stand erschrocken, erstaunt und irgendwie betrübt vor einem riesigen Berg grüner Blätter an braunen Stämmen.

„Nun, das hätten wir geschafft, das ging soweit doch ganz gut!“, sagte ich erleichtert und doch irgendwie etwas verzagt zu Peter, denn der Anblick der sich uns jetzt bot, ließ uns an unserer Aktion einen Moment lang

fast zweifeln. Ein Stück Natur, in so vielen Jahren schön gewachsen, überdeckte nun weit und hoch ausgebreitet einen großen Teil unseres Hofes.

Und da war noch etwas, was in all den Nachkriegsjahren durch stetiges Wachstum von grünen Blättern sanft und kontinuierlich zugedeckt worden war. Dies zeigte sich nun in seiner ungeschminkten demolierten Schädlichkeit. Ein hässliches, fleckig gelbes und durch Einschusslöcher verunstaltetes Gemäuer präsentierte sich uns in seiner nackten Hilflosigkeit. Erstaunlich, wie diese Mauern, durch ihre Dicke und Stabilität, bei den kriegerischen Angriffen, so tapfer Widerstand geleistet hatten. Nachdenklich betrachteten wir unser trauriges Werk. Dann aber tröstete uns, dass wir jetzt so schnell wie möglich diesen unschönen Anblick durch einen neuen Anstrich verändern und damit dem einstmals herrlichen Gebäude seine Schönheit wiedergeben wollten.

Eigentlich wäre es jetzt praktisch, ein stabiles Baugerüst an der Wand zu befestigen, um von einem sicheren Standort aus, die komplizierten und mühsamen Arbeiten zu erledigen. Leider aber erlaubte uns wieder einmal unser immer präsenter „Störenfried und Spielverderber“ diesen Luxus nicht.

Aber für eine zweite lange und ausziehbare Leiter, dafür reichte das „Taschengeld“ gerade noch. Die wurde nun auch sofort besorgt und gemeinsam stellten wir die neue Errungenschaft an die Wand.

Die hässliche, fleckig gelbe Wandfarbe, die vorher durch den dunkelgrünen Efeu zugedeckt worden war, mussten wir nun, mit einem scharfen Spachtel und einer harten Drahtbürste, Meter für Meter von der Mauer abkratzen. Auch die Einschusslöcher, die uns die amerikanischen Krieger, als liebevolles Andenken zurückgelassen hatten, wurden nicht verschont, sie alle mussten anschließend noch zugespießt werden.

Entschlossen kletterten wir die zwei langen Leitern hinauf. Das erste Teilstück der Mauer, das wir auf diese Weise in Angriff nahmen, war die linksseitige mit der Haustür zu unserer Wohnung.

Am Anfang beschlich mich doch ein recht mulmiges Gefühl, wenn sich der sichere Erdboden immer weiter von mir entfernte, und mein Stehvermögen sich allein auf die dünnen Sprossen der Aluminiumleiter verlassen musste. Zu Anfang vermied ich es, hinunter zu schauen und betrachtete nur die Wand, die von mir behandelt werden sollte. Eine Sprosse nach der anderen zog ich mich hoch, bis ganz oben die freundliche Dachrinne, die Peter schon einmal zu Hilfe gekommen war, mich zum Festhalten einlud. Ihr Angebot nahm ich gerne an und begann von dort mit der staubigen und mühsamen Kratzarbeit.

Zuerst hatte ich das erste zu reinigende Teilstück direkt vor der Nase. Zu den nächsten aber musste ich immer wieder eine Stufe nach der anderen weiter hinunter steigen. Je näher der Boden mir entgegen kam, umso mehr entfernte sich leider die Mauer. Da ich meinen Arm nicht verlängern konnte, musste ich schlussendlich den letzten Meter hinunter steigen, um die Leiter zu verstellen.

Auf dem sicheren Boden wieder angelangt, verschob ich diese ein Stück seitlich, und das Spiel begann von Neuem: Hochklettern, bis hinauf zu meiner Haltestelle, wo ich die Dachrinne wie eine alte Bekannte begrüßte, dann begann von dort erneut meine langsam hinunter steigende, kratzende Tätigkeit.

Dieses war der erste Streich ... – dies galt der gelben Farbe, die wir endlich entfernt hatten. Allein dieses Abkratzen der losen Farbe dauerte nicht nur viele Stunden, ja Tage verbrachten wir damit, vor allem die Wochenenden wurden dafür eingesetzt – ... und der zweite folgt sogleich!, und der betraf die Einschlaglöcher oder „Amerikaner“, wie wir sie entsprechend ihrer Urheber nannten, und die unsere Kratzarbeit jetzt umso sichtbarer gemacht hatte. Mit diesem Spruch kam zwar Wilhelm Busch zu Ehren, uns aber nicht zu Hilfe.

Als nächstes kauften wir also einen schweren Sack Zement und mein Vorarbeiter organisierte noch einen Kübel Sand. Alles zusammen mit Wasser eingerührt und vermischt ergab eine dickflüssige Masse, die wir dann auf zwei Eimer verteilten. Den einen übernahm Peter, den anderen bekam ich.

Nachdem wir die Wand, und vor allem die gähnenden Löcher, mit einem breiten Quast vollkommen mit Wasser nass gespritzt hatten, turnten wir erneut, schwer beladen mit den gewichtigen Zementeimern und einem Spachtel, die Leiter hoch, die mir jetzt schon nicht mehr so gefährlich erschien. Damit wurden alle Löcher oder Einschläge verpfästert. Die Eimer hängten wir mit einem Metzgerhaken vor uns an die jeweilige Leitersprosse. Wie heißt es doch so schön: „Aller Anfang ist schwer!“ Diese Weisheit galt wahrhaftig unserem Speißtransport, der bis ganz oben, der irdischen Schwerkraft folgend, kräftig nach unten zog. Mit dem stetigen Verbrauch aber wurde er leichter und auch der Boden kam wieder näher. Endlich war auch dieser Arbeitsgang vollendet.

„Peter, weißt du, an was mich diese geflickte Wand erinnert? Einerseits sieht sie aus, als hätte sie die Masern. Kürzlich aber, als ich beim

Friseur war, habe ich einer kosmetischen Behandlung zugeschaut. Die behandelte Dame sah genauso verkleckert aus wie jetzt unsere Wand.“

Nachdem die Flickstellen etwas angetrocknet waren, konnten wir endlich mit dem ersten Pinselstrich beginnen.

Inzwischen hatte ich mich an das Hochklettern an der hohen Leiter gewöhnt. Die nächsten Eimer, die wir hoch schleppen mussten, waren nun bis zur Hälfte mit einer dickflüssigen weißen Farbe gefüllt. Dazu gehörte noch eine dicke filzige Rolle und eine Art Abtropfsieb, welches am Eimerrand eingehakt wurde.

Vorsichtig tunkte ich die Rolle in die Farbe, drehte diese dann etwas, um sie auch rundherum leicht zu tränken, gerade genug für die Mauer, aber nicht zu viel, denn wir hatten nicht die Absicht, dem Boden unter uns, noch einen unerwünschten Segen zu spenden. Zum Schluss, für ein gleichmäßiges Verteilen, noch ein letztes Abrollen am Sieb, dann hob ich sie aus dem Eimer heraus und rollte damit über die nun glatte, gut vorbereitete Mauer.

Hoch, runter, hoch, runter. Das schmatzende Geräusch berührte meine Ohren wie die schönste Musik, denn mit jedem Rollenstrich begann sich Meter für Meter die hässliche Wand in ein sauberes Schneeweiß zu verwandeln. Es schien, als wollte hier der „Schmetterling Merberich“, wenn auch mühsam, aber doch wenigstens hörbar, aus seiner schäbigen Puppenhülle schlüpfen.

Da, ich hörte es ganz plötzlich! Was war das!?! Aus diesem, fast zirpenden Geräusch, das meine Farbrolle machte, kam, wie darin verborgen, ganz leise und fast so, als wären es nur meine Gedanken, eine sonderbare Melodie heraus. Es war ein überaus seltsames leises Klingeln, ich hörte es ganz deutlich. Feine, fast sphärische Töne, wie von Gläsern erzeugt, die sich plötzlich, wie kleine Diebe, zwischen das Geräusch des Rollens stahlen!

„Peter, hörst du das auch? Beim Überrollen vernehme ich die Glasharfe von Onkel Hans!“

„Ich kann nichts hören, ich bin hier oben und unser Musiker ist mit seinen Gläsern weit weg!“

Da waren sie auch bei mir plötzlich verstummt. Aber vielleicht kommen sie doch noch einmal zurück. In dieser träumerischen Hoffnung arbeitete ich den ganzen Tag fleißig weiter. Rollte und rollte, aber außer dem quietschenden Geräusch der Farbe konnte ich nichts mehr vernehmen.

An dem Tag, als die erste Wand nach Wochen endlich in neuem Glanz erstrahlte, setzte ich mich am Abend, genau hier, wo ich jetzt stehe, neben die Linde auf einen Stuhl und betrachtete träumerisch unser schon vollbrachtes, wenn auch noch recht bescheidenes Werk. Es war ja erst eine einzige Wand von diesem riesigen Gebäude, die wir fertig gestrichen hatten. Aber dennoch versuchte ich mir vorzustellen, wie es einmal sein wird, wenn das ganze Gebäude in so einem sauberen Weiß erstrahlt.

In den vergangenen Jahren durfte dann auch wirklich noch weiteres Mauerwerk diese Metamorphose erleben, aber auch die Restaurierung der Räumlichkeiten im Innern des Gebäudes, jahrzehntelang unbewohnt, haben wir inzwischen schon ganz langsam in Angriff genommen.

Unser sehnsüchtiger Wunsch, Merberich in seiner alten Schönheit wieder auferstehen zu lassen, gab uns jeden Tag die notwendige Energie, immer wieder, über viele Jahre hinaus, an diesem prächtigen Bauwerk zu arbeiten, sei es außen an der Hauswand, der Renovierung innen, oder seiner wild zugewachsenen Parkanlage.

Gibt es ein Fach Pflanzenarchäologie? Wenn nicht, dann muss das Lexikon unbedingt um einen Begriff erweitert werden. Die alte Parkanlage war durch ein natürliches und ungestörtes Wachstum vollkommen verschwunden und wir verbrachten viel Zeit mit deren Ausgrabung, wobei wir immer wieder wunderschöne Überraschungen erleben durften. Allein wenn ich jetzt an die Entdeckung des Rondells sowie des Rosengartens denke ... aber diese Erlebnisse sind auch heute noch unvollendete Geschichten und warten noch immer auf ihr „Happy End“.

In meinen jetzigen „höfischen“ Betrachtungen und nachdenklichen Feststellungen bedaure ich sehr, dass die Heinzelmännchen für immer und ewig verschwunden sind, und uns, obwohl wir doch gar nicht so weit von Köln weg wohnen, diese uns nie besuchen werden.

Auch Peters Beruf als Tierarzt, in den nicht nur ich, sondern manchmal sogar die ganze Familie immer wieder mit einbezogen wird, erfordert täglich viel Zeit und zeichnete sich vor allem durch seine Unregelmäßigkeit aus. Kein Wochenende vergeht, das nicht mit einigen Anrufen geschmückt wird.

*

Die Kinder sind immer noch nicht aufgetaucht und Peters Auto ist auch noch nicht zurück. Auspacken kann ich morgen, auch ich habe es nicht unbedingt eilig, meinen Alltagsschritt wieder aufzunehmen. Also nehme

ich mir noch etwas Zeit zum Träumen, bevor ich endgültig hinein gehen muss, um für meine, doch sicher sehr bald auftauchende und hungrige Familie zu sorgen.

Noch immer stehe ich neben der Linde auf dem Hof und schaue, den Kopf tief im Nacken, hinauf zum hohen Turm über dem Haupteingang. Da kommt mir doch noch ein Erlebnis in den Sinn, welches zu den Anfängen unserer ersten Anstreicherei gehört.

Er ist, bis zu seinem Dachrand, fast 14 Meter hoch, dieser Hofturm, der sich an die damals als erste in Weiß strahlende Hauswand anschließt. Auch dieser wollte gerne stolz in alter Pracht erstrahlen. Leider gab es eine so hohe Leiter höchstens bei der Feuerwehr.

Aber erprobten nicht schon die alten Ägypter ihre Denkgymnastik an ihren Pyramiden? Und wozu hatte man einen freundlichen und hilfsbereiten Landwirt als Nachbarn? Karl Grouven lieh uns seinen Traktor mit dem Frontlader und fuhr uns diesen sogar selber auf den Hof und vor die Treppe des Haupteinganges, wo sich der Turm in seiner stolzen Höhe erhebt.

In kurzer Zeit hatte Peter den Mechanismus des Frontladers verstanden. Vorsichtig hoben wir gemeinsam die lange Holzleiter in die Ladeschaufel hinein, dann ließ er diese bis auf das Maximum hochfahren. Gespannt betrachtete ich diese Aktion:

„Das scheint gut zu gehen, ich glaube, die letzte Leitersprosse reicht jetzt bis knapp unter das kleine mittlere Turmfenster. Ich hole ganz schnell das Seil aus dem Auto, und während du hinauf steigst, flitze ich damit das Treppenhaus hoch. Vom Turmzimmerfenster aus kann ich dann die Leiter festbinden.“

So machten wir es. Während ich mit dem Seil, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, hinauf eilte und schon ein paar Minuten später das noch unbewohnte Turmzimmer des 2. Stockwerkes erreichte, kletterte Peter vorsichtig in die hochgestellte Schaufel des Frontladers hinein und prüfte, bevor er den ersten Tritt der Leiter betrat, dessen Standfestigkeit in diesem runden Behälter. Aber nichts rührte sich, seine Kletterhilfe schien stabil zu stehen. Langsam und vorsichtig begann er, den Farbeimer in der einen Hand, mit der anderen sich immer wieder an der Leiter festhaltend, hoch zu steigen und näherte sich Sprosse für Sprosse meinem Fenster. In der Zeit hatte ich das mittlere der drei ovalen, alten Fenster schon geöffnet und beobachtete recht aufgeregt den immer näher kommenden Anstreicher. Dann sicherten wir sofort, kaum hatte er diese schwindelnde Höhe erreicht, die Leiter mit dem starken Seil.

Nun konnte die Streicherei beginnen. Leider war ich ihm, selber auf sicherem Zimmerboden stehend, nur manchmal mit der Farbrolle eine bescheidene Hilfe.

Aber auch hier stellte sich wieder das gleiche Problem, die Leiter musste immer wieder verstellt werden.

Wir waren doch recht froh darüber, dass der Turm kaum Einschusslöcher aufwies, und in den Jahrzehnten, auch die gelbe Farbe durch Wind und Wetter abgeschliffen worden war. So konnte, nur nach einem kurzen Bürsten, die weiße Farbe direkt aufgetragen werden.

Da, plötzlich, mitten in unserer konzentrierten Arbeit, hörten wir von unten herauf ein Quietschen und Lachen:

„Papa, hier bin ich!“ Erschreckt schaute Peter hinunter in die Tiefe und entdeckte unseren mittleren, etwa dreijährigen Sohn Claas, entdeckterfreudig auf dem Sitz des Traktors herumrutschen und an dessen Steuer eifrig drehen. Peter aber war augenblicklich bewusst, dass allein durch das Berühren eines einzigen kleinen Hebels auf Sitzhöhe, die ganze Ladeschaufel blitzartig herunter gelassen werden konnte.

„Claas, verhalt dich jetzt ganz still, nichts anfassen, nur ganz still sitzen bleiben!“, rief Peter laut und energisch seinem kleinen Sohn zu und raste, so schnell ihm die Sprossen das erlaubten, die Leiter hinunter, um seinen neugierigen Filius, der meistens alles mit den Fingern untersuchen und begreifen musste, zu „entschärfen“. Dann erklärte er ihm:

„Claas, du darfst nie mehr alleine hier hinaufklettern, sonst würde nicht nur die Leiter, sondern der ganze Papa hinunter stürzen!“

Ja, das war damals ein Schreck. Aber Claas, so klein er auch noch war, schien diese eindringliche Mahnung seines Vaters doch verstanden zu haben. Peter konnte in den nächsten Tagen die Streicherei am Turm unbehelligt beenden.

*

Jetzt wird es aber wirklich Zeit, hinein zu gehen, um mich um das Abendessen zu kümmern. Dazu muss ich aber meine Gedanken, die eine Zeitlang in unserer abenteuerlichen Vergangenheit herumgeschwirrt sind, in der wir eigentlich immer noch mitten drin stecken, für eine Weile beiseite legen, und mich der lebendigen Gegenwart widmen.

Schnell ist dann doch alles fertig, nur das Teewasser muss noch heiß werden.

Ob Onkel Hans wohl seine Glasharfe spielt?

Warum muss ich gerade jetzt wieder an unser Ferienerlebnis denken? Der Wasserkocher beginnt zu summen, je heißer das Wasser darin wird, um so lauter sein Gesang.

Da, was ist das, ich höre eine Melodie! Augenblicklich bleibe ich in höchster Aufmerksamkeit stehen. Das ist nicht der Wasserkocher allein der summt, da stehlen sich doch noch ganz andere Töne hinein, solche, wie diejenigen der Glasharfe! Woher kommen sie? Ratlos bleibe ich stehen und lausche. Ganz deutlich kann ich es hören. Auf einmal stellt der Kocher sein Summen ab, das Wasser hat gekocht und im gleichen Augenblick schweigt auch diese seltsame Musik. Ich öffne den Deckel, aber nur heißer Dampf schlägt mir ins Gesicht, nirgends ist eine Glasharfe. Spinne ich jetzt? Irritiert schüttle ich meinen Kopf. Aber die Klänge waren doch da, und zwar ganz typisch!?

Draußen höre ich es hupen. Es ist Peters Auto, der von seinem Notfall zurück kommt. Jetzt wird es aber Zeit für mich, nicht nur meine Gedanken aus der Vergangenheit endgültig in die lebendige Gegenwart zurück zu bringen, sondern auch das gedankliche Glasinstrument für eine Weile ruhen zu lassen. Unsere Ferienkoffer stehen auch noch unausgepackt in den Zimmern.

Schon bald steht ein etwas vorgezogenes Abendessen auf dem Tisch und wartet nach der langen Heimfahrt auf so einige hungrige Mäuler.

Schnell gieße ich noch das heiße Wasser auf den Tee und schon stürmen die Kinder herein und plumpsen etwas verschwitzt auf ihre Stühle. Peter kommt etwas langsamer hinterher.

„Mama, ich habe bei Mondfahrt und Fiona den Stall ausgemistet und neues Stroh auf dem Boden ausgestreut!“, berichtet Wiebke recht selbstbewusst.

„Ich habe den Pferden Pelletz und Heu gegeben, da war nichts mehr in den Boxen und sie hatten Hunger!“, erzählt Claas.

„Ich hab Fiona gestreichelt!“, will auch Niels, unser Jüngster, zu den Berichten der Geschwister seine eigenen Taten beisteuern.

„Ja, und dabei hast du mir beim Ausmisten immer im Weg gestanden.“

„Aber Fiona hat das gerne gehabt, sie hat ihren Kopf an mir gerieben!“, verteidigt sich der Kleine.

„Danke, das habt ihr alle drei gut gemacht, jetzt sind die Pferde für heute versorgt und morgen früh kommt wieder Herr Dohmen zum

Helfen. Aber habt ihr auch danach die Hände gewaschen?“, ist jetzt meine, ach so banale Frage. Alle stehen wortlos auf, also nein.

„Warum müssen wir die Hände waschen, die sind doch sauber“, mufelt Wiebke dann aber doch.

„Sicher sind die sauber, wir haben ja nur die lange Fahrt aus der Schweiz hinter uns, und vor allem kommt ihr gerade vom Misten aus dem Stall, da sind eure Hände natürlich immer noch blitzblank“, kommentiere ich dem abziehenden Trio hinterher.

Während die drei sich nun doch willig entfernen, muss ich von Peter noch schnell wissen, ob es der Milchfieberkuh wieder besser geht.

„Ja, als ich kam, lag sie steif am Boden, aber nachdem ich ihr die Calciuminfusion gegeben habe, brachten der Bauer und ich sie gemeinsam wieder auf die Beine.“

Jetzt sind wir wirklich wieder zu Hause, mit allem was so zu unserem Alltag gehört, Kinder, die Tiere, die Praxis, das Haus, der Garten, einfach unser ganzes Merbericher Leben. Aber das ist auch gut so, nur Ferien würden uns auf Dauer doch nicht voll zufrieden stellen.

Die Gläser von Onkel Hans mit ihrer zauberhaften, seltsamen Musik, die passen nicht mehr so ganz in unser arbeitsames und oft stürmisches Leben. Und doch finde ich hie und da stille Minuten, wo ich mich daran erinnere und dann versuche, ihre Stimmen zu hören.

Eine Expedition ins häusliche Leben

*Wieder zu Hause – Amerikabesuch – ein Hausgespenst? – unsere Linde –
die Vergangenheit erwacht – ein gefährliches Zimmer – muss Fliegen schön sein –
ein verwirrender Dachboden – wieder in der Zivilisation – Jens will Kaffee –
Gespräch mit Tante Rösi – leise Töne im Telefonhörer*

Bevor morgens meine Familie das Haus verlässt, gibt es zuerst immer noch einigen Wirbel. Sind die Schulsachen auch alle ordentlich in den Ranzen verpackt?

„Claas, hast du heute nicht Turnen? Dann vergiss deinen Turnbeutel nicht!“

„Nein, der Lehrer ist krank, das ist prima, wir haben heute früher Schulschluss!“

„Vergesst die Butterbrote nicht, auch du Claas, trotz deines kranken Lehrers!“

Das Telefon klingelt mehrere Male, und die Aufträge zur ersten vormittäglichen Praxistour werden von Peter oder mir notiert.

Endlich aber sind alle weg. Wiebke und Claas in der Schule und Niels wurde von Papa in den Heisterner Kindergarten gefahren. Ich atme auf und genieße wieder einmal die plötzlich eingetretene Ruhe, die nur manchmal durch das Klingeln des Telefons gestört wird. Die Patienten, deren Besitzer ein bisschen später aufgewacht sind, gebe ich dann Peter per Funk durch.

Dackel Maily hat sich bei dieser allgemeinen Unruhe wieder zurück in ihr Körbchen verkrochen und beobachtet von dieser sicheren Warte heraus aufmerksam das lebhaftes Geschehen. Als sich aber Herrchen für die Praxis bereit macht, da steht sie startbereit an der Tür, denn als treuer Wachhund fährt sie meistens auch gerne mit und hütet aufmerksam das normalerweise nicht abgeschlossene Auto, während Herrchen im Stall ein Tier behandelt.

Einmal brauchte Peter für eine Behandlung ein Medikament aus dem Auto, und da er gerade keine Hand frei hatte, bat er den Bauern, dieses für